

Abt Muho



Das Meer weist
keinen Fluss zurück

Ein Weg zu Liebe
und Gelassenheit

berlin
VERLAG 

Lebens gefunden zu haben, ja sogar mit etwas Göttlichem in Berührung zu kommen. Der Geliebte wird zum glücklich gefundenen Schatz, zum Ein und Alles, zum Inbegriff des Lebens selbst.

Umso tiefer der Fall, wenn die Liebe zerbricht. Wenn der Geliebte, mit dem man sich vollkommen gefühlt hat, geht, verliert man jeden Halt. Das Leben wird wieder profan, und der Alltag leuchtet nicht mehr. Die Suche nach dem fehlenden Puzzleteil, von dem man doch so fest geglaubt hat, es gefunden zu haben, beginnt einmal mehr von vorn.

Einer kommt und hackt dich in zwei Stücke. Wer wird dich retten? So lautet eine der *Kōan* genannten Zenfragen, mit denen ich mich auf Geheiß des Meisters während meiner Lehrjahre als Mönch beschäftigen musste. »Wenn mich einer in zwei Hälften hackt, gibt es doch gar keine Rettung mehr?!«, dachte ich mir, als ich zum ersten Mal mit diesem *Kōan* konfrontiert wurde. »Und welche Hälfte überhaupt enthielte dann mein zu rettendes Ich?«

Der Meister hat kein Interesse an Haarspalterei und Spitzfindigkeiten. Um ein *Kōan* zu lösen, muss man eins mit der Frage werden. Was im vorliegenden Fall bedeutet, dass man sich in einen Zustand versetzen muss, in dem es sich *tatsächlich* so anfühlt, als wäre man in Stücke gehauen worden. Das ist gar nicht so schwer, wie es klingt. Wem schon einmal das Herz gebrochen wurde, der kennt diesen Zustand ganz genau.

Was charakterisiert den Menschen? Er weiß nicht, woher er kommt und wohin er geht, und auch nicht, warum er auf der Welt ist. Er weiß nur, dass er hier und allein ist. Natürlich begegnet er anderen Menschen. Er hat auch in der Schule gelernt, dass alle Menschen frei und gleich sind, dazu nach Möglichkeit noch wie Brüder. Aber die anderen Menschen sind nun mal nicht *ich*! Selbst eineiige Zwillinge kommen um diese Erkenntnis, die ein Schock sein kann, nicht herum: »Alle verwechseln uns. Sogar unseren Eltern passiert das ab und an. Aber trotzdem bin ich nicht du!«

Ich glaube, dass darin ein Grund verborgen liegt, warum *Eros* so viel mehr Macht entfalten kann als *Storge*. *Storge* knüpft das Band zur Familie, zur Heimat oder zur Sprache. Über *Philia*, die Liebe, die uns mit gleichgesinnten Freunden verbindet, werde ich noch sprechen. Aber die Tatsache, dass man am Ende doch allein mit sich in der Welt ist, können diese Formen der Liebe nicht verdecken. Bei *Eros* ist das anders. *Eros* schafft es, die Einsamkeit vergessen zu machen, zumindest für eine gewisse Zeit. Wenngleich jeder Verliebte überzeugt ist, dass gerade seine Liebe kein Ende haben wird. »Bis dass der Tod uns scheidet? Nein, unsere Liebe soll ewig sein!«

Noch im Tod wollen die Liebenden vereint sein. »Wir sind eins!«, dieses Gefühl heilt die Wunde der Trennung des Menschen von der Welt. Aber bloß, solange es anhält. Denn auf Dauer kann es nur schiefgehen. Zwei Liebende, die sich und nur sich allein in ihrer Einzigartigkeit bestätigt wissen wollen, vergessen, dass jeder Mensch einzigartig ist. Doch genau gegen diesen Punkt wehrt sich die erotische Liebe: Wir beide, du und ich, sind anders als all die anderen! Es ist, als würden der 13. April und der 5. Dezember über den

Abgrund der Monate einander zuzurufen: »Du bist der einzige Tag für mich, denn du bist so ganz anders als die übrigen 363 Tage des Jahres!«

Das stimmt ja auch. Natürlich ist jeder Tag des Jahres einzigartig. Jedoch nicht, weil sich jeder Tag vom anderen ein wenig unterscheidet. Das wirklich Besondere an *diesem* Tag besteht in seiner Gegenwart. Er ist der einzige Tag, an dem ich leben kann. Denn er ist heute und nichts als heute. Alle anderen Tage sind vergangen oder liegen in der Zukunft und werden erst noch »heute« sein. Die Gegenwart findet aber immer genau jetzt statt.

Bezogen auf den Menschen als Individuum heißt das: Wer seine eigene Gegenwart versäumt und nicht im Hier und Jetzt lebt, wer nicht eins ist mit sich selbst, der kann nicht lieben. Bang wird er stets auf die Liebeserklärung des anderen warten. »Ich liebe dich, liebst du mich auch?« – Diese Frage enthält schon die Angst vor der Ablehnung. Selbst wenn sich zwei Menschen wechselseitig ihre Liebe beteuern, bleibt die Unsicherheit. Nie kann man sicher sein, so geliebt zu werden, wie man selbst liebt. Von dieser Angst gilt es sich zu befreien. Es kommt nicht darauf an, wer stärker, intensiver oder leidenschaftlicher liebt. Das Ideal wäre ein Verschenken der Liebe, ohne danach zu fragen, was man selbst dafür zurückbekommt. Doch das schafft nur, wer wirklich eins ist mit sich. Nur bei ihm findet der Satz »Ich liebe dich von ganzem Herzen!« zur wahren Bedeutung.

Wäre die Liebe nur Biologie, würde sie mit der erfolgreichen, auf Fortpflanzung abzielenden körperlichen Vereinigung ihre von der Natur vorgesehene Vollendung finden. Aber Biologie ist eben nicht alles. Um sich die Macht der Liebe zu erklären, haben Menschen seit jeher Zuflucht im Mythos gesucht. Einer der wirkmächtigsten ist sicher der von Platon überlieferte Mythos vom Kugelmenschen. Seltsamerweise nennen wir im Alltag Liebesbeziehungen ohne sexuelle Komponente »platonische Liebe«. Dabei war es doch gerade Platon, der sich so gründlich wie kaum jemand sonst mit dem Wesen erotischer Liebe auseinandergesetzt hat.

In seinem Werk *Symposion*, was im Deutschen zumeist mit »Gastmahl« wiedergegeben wird, versammeln sich mehrere Dichter und Philosophen im Haus des Agathon. Sie wollen dessen Sieg beim Wettstreit der Tragödienschreiber feiern. Die Begebenheit selbst ist historisch belegt, Platons Dialog jedoch rein fiktiv. Schnell kommt das Gespräch auf die erotische Liebe. Einer der Philosophen nennt Eros jenen Gott, der über die höchste Tugend verfügt. Ein Arzt will sich nicht festlegen: Ist die erotische Liebe dem Menschen nun zu- oder abträglich? Beides hält er für möglich. Nicht der schlechteste Gedanke im Übrigen, denn Liebe ist immer das, was der Einzelne aus ihr macht.

Nach dem eitlen Agathon, der die hohe Kunst des Selbstlobs pflegt, erzählt Sokrates, was er einst von einer weisen Frau namens Diotima über die Liebe gelernt hat. So habe sich eines Abends Penia, die Göttin der Armut, zu Poros, dem Gott des Überflusses, gelegt. Im Rausch wurde ein Kind gezeugt – kein Geringerer als Eros, seines Zeichens Gott der Liebe. Sokrates stellt damit klar, dass zur erotischen Liebe das Gefühl des Mangels ebenso

gehört wie die Sehnsucht nach einer Aufhebung noch der größten Gegensätze.

Aber darüber hinaus existiert noch eine weitere, eine abstraktere Ebene. Nicht allein die Schönheit oder Tugendhaftigkeit eines Menschen sei liebenswert, so gibt Sokrates Diotimas Worte wieder, auch die Tugend des Geistes oder die Liebe selbst verdienten es, geliebt zu werden. Der Vortrag erhält so eine wahrhaft platonische Wendung. Zu lieben, das bedeute, am Guten, Wahren und Schönen teilhaben und es mehren zu wollen. Sokrates verbindet den Wunsch nach körperlicher Vereinigung mit der Suche nach philosophischer Wahrheit und erklärt *Eros* zur Triebfeder allen künstlerischen und philosophischen Schaffens.

Auch wer sich mit der Philosophie Platons nicht näher befasst hat, wird vielleicht schon mal vom Mythos der Kugelmenschen gehört haben. Er wird ebenfalls im *Symposion* vorgestellt. Platon legt ihn dem Dichter Aristophanes in den Mund. Aristophanes holt weit aus. Er nennt die Menschen Nachkommen der Sonne, der Erde und des Mondes. In Urzeiten hätten sie die Gestalt von Kugeln gehabt, samt zweier Gesichter, vier Armen und vier Beinen. Damit nicht genug. Die Kugelmenschen waren auch mit zwei Geschlechtsteilen ausgestattet, eines fand sich an der Vorder-, das andere an der Rückseite der Kugel.

Die Kugelform verlieh den Menschen große Kräfte. Ungebremst konnten sie in alle Richtungen davonrollen, was sie auf eine großenwahnsinnige Idee brachte: Warum sich nicht gleich einen Weg zum Himmel bahnen, um den Göttern den Rang abzulaufen? Zeus und den Seinen gefiel dieses Vorhaben naturgemäß eher weniger. Andererseits waren sie auf die Menschen angewiesen. Wovon sollten sie leben, würden die ihnen nicht mehr regelmäßig im Tempel Opfergaben darbringen? Zeus kam die rettende Idee. Er würde die Kugelmenschen kurzerhand in zwei Hälften teilen. Dadurch wären sie fortan gezwungen, sich mehr schlecht als recht auf zwei Beinen fortzubewegen. Aus wäre es mit ihrer überschießenden Energie. Angenehmer Nebeneffekt: Mit der doppelten Anzahl an Menschen würden auch die Tempelgaben ein ganz neues Level erreichen. Fürwahr eine göttliche Win-win-Situation!

Es kam zum radikalen Schnitt. Nach der Teilung der Kugelmenschen wurde ihnen die Haut vom Rücken über die Schnittfläche gezogen, am Nabel zusammengefügt und anschließend das Gesicht von der Außenseite nach innen gedreht. Doch nicht wie erhofft bloß ihren Übermut verloren die derart geteilten Menschen. Sie büßten auch all ihren Lebensmut ein. Eine Hälfte umklammerte die andere in der vergeblichen Hoffnung, doch noch einmal zu einem Ganzen zusammenzuwachsen. Aus Verzweiflung hörten die Menschen schließlich auf zu essen, und es dauerte nicht lange, bis die ersten verhungerten.

So hatte es Zeus nicht geplant. Statt sich an üppig sprudelnden Opfergaben erfreuen zu können, musste er nun ihr völliges Ausbleiben befürchten. Es half nichts, er kam ums Nachbessern nicht herum. Also verlegte er auch die Geschlechtsteile der Menschen auf die Innenseite ihrer Körper. Das würde die zumindest temporäre Wiederherstellung einstiger

Vollständigkeit ermöglichen.

Dadurch kam die Liebe in die Welt. Als Finden des so lange Vermissten: »Wenn nun dabei einmal der liebende Teil [...] auf eine wirkliche andere Hälfte trifft, dann werden sie von wunderbarer Freundschaft, Vertraulichkeit und Liebe ergriffen und wollen, um es kurz zu sagen, auch keinen Augenblick voneinander lassen.« Aristophanes schließt seine Erzählung mit einer Gewissheit. Gäbe es für die in der Liebe wiedervereinigten Menschen die Möglichkeit, sich für immer mit ihrer anderen, vielleicht sogar ja besseren Hälfte zusammenzutun, und sei es bis hin zum gemeinsamen Tod – sie würden die Chance, ohne zu zögern, ergreifen: »Der Grund hiervon nämlich liegt darin, dass dies unsere ursprüngliche Naturbeschaffenheit ist und dass wir einst ungeteilte Ganze waren. Und so führt die Begierde und das Streben nach dem Ganzen den Namen Liebe.«

Platons Mythos deutet noch heute auf die Gegenwart. Während für die meisten Menschen die erotisch-romantische Liebe ein schöner oder auch der schönste Aspekt des Lebens ist, ohne jedoch der Sinn des Lebens selbst zu sein, erreichen bei einigen die Sehnsucht nach und der Umgang mit der Person, die alles Beschädigte wieder heilen soll, religiöse Dimensionen. Der Liebende sucht in der Beziehung zum Geliebten nach Gott und verzweifelt dann, wenn er nur einen Mensch aus Fleisch und Blut vorfindet.

Als Abiturient hielt ich auf Anregung meiner Religionslehrerin ein Referat über *Entweder – Oder*, ein Werk des dänischen Philosophen Søren Kierkegaard von 1843. Je mehr ich über Kierkegaard las, desto stärker fühlte ich damals eine gewisse Seelenverwandtschaft. Kierkegaard gilt zwar als Wegbereiter des Existenzialismus, gleichzeitig war er aber auch ein Christ auf der Suche nach Gott. Zeit seines Lebens versuchte er, den »Sprung« in den Glauben zu schaffen, doch dazu fehlte ihm unglückseligerweise – der Glauben.

Mit Mitte zwanzig verliebte er sich unsterblich in die erst fünfzehnjährige Regine Olsen. Als sie achtzehn war, machte er ihr einen Antrag. Doch nach nur einem Jahr löste er selbst die Verlobung wieder. Er schickte Regine seinen Ring zurück und erklärte sich ihr in einem Brief. Es sei ihm unmöglich, eine Frau glücklich zu machen. Dennoch schwor er, keine andere Frau als Regine je zu lieben. Es kam, wie es kommen musste. Regine heiratete einen anderen, und Kierkegaard war am Boden zerstört. Er hatte geglaubt, dass auch Regine ihm nach der Trennung für immer treu bleiben würde.

Als Christ hielt Kierkegaard die körperliche Liebe für eine Sünde. Er scheint der Überzeugung gewesen zu sein, im rein seelischen Einklang mit der Geliebten Gott finden zu können. In *Entweder – Oder*, verfasst zwei Jahre nach der Trennung, heißt es: »Von hundert Männern, die sich in der Welt verirren, werden neunundneunzig durch Frauen gerettet, einer wird gerettet durch unmittelbare göttliche Gnade.« Nur Regine mochte da lieber nicht mitmachen.

Indem er Regine zu einer unantastbaren Göttin verklärte, brachte sich Kierkegaard selbst um die Möglichkeit, ihr auf Augenhöhe und von Mensch zu Mensch zu begegnen. Er

wollte Regine nicht lieben, wie ein Mann eine Frau liebt, er wollte mit ihr und durch sie hindurch Gott lieben. Doch dadurch verleugnete er sie als die Person, die sie nun einmal war. Im Alter von zweiundvierzig Jahren brach Kierkegaard auf der Straße zusammen, sechs Wochen später verstarb er im Krankenhaus. Seinen Nachlass vermachte er der »ewig geliebten Regine«.

Man geht wohl nicht zu weit, wenn man sagt, dass Kierkegaard zu jenen Menschen gehörte, die durch die Liebe krank werden und letztlich an ihr zerbrechen. So betrachtet erscheint das Ideal ewiger Treue wie der Ausdruck eines Zwangs, dessen Folgen verheerend sein können. Selbst wer aufhört, den Geliebten zu überhöhen, will von der Illusion unbedingter Liebe um keinen Preis der Welt lassen. Denn das Ende der Liebe wäre der Verlust der eigenen Religion, und zurück bliebe nur sinnlose Leere.

Bei den meisten Menschen wird das Bedürfnis nach Sicherheit durch den Wunsch nach Unabhängigkeit ausbalanciert. Wenn es zu eng und zu stickig wird in der mühsam gezimmerten »Beziehungskiste«, sehnen sich viele nach frischer Luft und sind einem Abenteuer nicht abgeneigt. Entweder kommt es dann über kurz oder lang zur Trennung, und alles wird wieder auf null gesetzt. Oder man hält sich eine Hintertür offen und begnügt sich erst einmal mit einer kleinen Affäre.

Wohl kaum einer kennt die Verlockung eines Seitensprungs nicht. Manche propagieren es geradezu, der Versuchung nachzugeben. Sie sind davon überzeugt, dass ein Verstoß gegen die geschworene Treue der müde gewordenen Beziehung zu neuer Lebendigkeit verhelfen kann. Das wird aber nur gutgehen, wenn der andere ebenfalls bereit ist, sich vom Glauben an die Liebe als der Vereinigung zweier Hälften zu einem Ganzen zu lösen.

»Polyamorie« wird eine Form der Liebe genannt, bei der die Anzahl der liebenden wie der geliebten Menschen nach oben offen ist, doch auf alle Fälle die Zahl zwei übersteigt. Im Gegensatz zur sogenannten »freien Liebe«, mit deren Hilfe die Studentenbewegung der ausgehenden Sechzigerjahre die verklemmte Sexualmoral der Väter- und Großvätergeneration hinwegfegen wollte, geht es bei der Polyamorie nicht allein um Sex. Wer polyamorös liebt, liebt wirklich. Er geht eine von Liebe geprägte Verbindung mit mehreren Partnern ein. Und alle Beteiligten wissen voneinander und bejahen das gewählte Beziehungsmodell auch. Das kann nur mit vollkommener Ehrlichkeit sich selbst und den anderen gegenüber funktionieren, denn an die Stelle von als Ausschließlichkeit verstandener Treue treten Authentizität und Verbindlichkeit. Untreu ist dann nicht, wer eine Zweit- oder Drittbeziehung eingeht, sondern wer nicht all seinen Partnern gegenüber mit offenen Karten spielt.

Man muss gar nicht berühmte polyamorös lebende Kronzeugen aus der Vergangenheit wie Simone de Beauvoir oder Bertolt Brecht bemühen. Wahrscheinlich weiß man auch aus der eigenen Erfahrung, dass man mehrere Menschen gleichzeitig lieben kann. Aber schafft man es dann auch, seinem Partner dasselbe Recht zuzugestehen? Jemanden zu lieben